

VORWORT

Als ich vor einigen Monaten im „Kolleg Heristal“, einem Studentinnenheim in der Pontstraße, einigen der Bewohnerinnen von meiner Kindheit und Jugendzeit erzählte, von denen 6 Jahre Kriegszeit gewesen sind, hieß es: „Das müssten Sie mal vor einem größeren Publikum erzählen. Die Menschen, die das erlebt haben, werden immer weniger und eigenes Erleben ist doch immer spannender zu hören als die trockenen Fakten und Jahreszahlen aus Geschichtsbüchern zu lesen“.

Als ich mich verabschiedete, bat mich die Leiterin des Hauses, im nächsten Semester einen Vortrag über meine Erinnerungen zu halten. Am 15. Oktober 2003 habe ich diese Bitte erfüllt. Beim schriftlichen Ausarbeiten wurden die Erlebnisse für mich wieder sehr lebendig. So war es auch ein neues Wieder-Erleben meiner frühen Kindheits- und Jugendjahre.

Ich begann meinen Vortrag mit folgender Einleitung:

Viele Menschen meiner Generation haben ihre persönlichen Erlebnisse aus den 30er und 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts aufgeschrieben und teilweise auch veröffentlicht. Und diese sind wohl zu einem großen Teil dramatischer und bewegender als die, die ich zu erzählen habe.

Vielleicht aber besteht ein gewisser Reiz darin, dass sich meine Erinnerungen größtenteils auf die Stadt Aachen beziehen, die Sie - wie ich annehme - alle gut kennen oder kennen lernen möchten - und die seit meinem fünften Lebensjahr meine Heimat ist.

Das war jedenfalls ein Grund, mir das Thema dieses Vortrags anzutragen. -

ERINNERUNGEN

1935 - 1945

Als ich fünf Jahre alt war, zogen meine Eltern mit mir nach Aachen, nachdem wir zwei Jahre in Heidelberg gelebt hatten, wo mein Vater beruflich tätig war. Zuvor hatten meine Eltern in Köln gelebt, dort hatten sie geheiratet und dort kam ich im November 1929 zur Welt.

Wenn ich also jetzt über Erinnerungen sprechen soll, so sind es die einer heutigen Großmutter, die als Kind seit ihrem fünften Lebensjahr - das war 1935 - mit nur kurzen Unterbrechungen in Aachen lebte und lebt, und diese Stadt als Heimat empfindet. Als Kind habe ich mit meinen Eltern in der (so genannten) Nazizeit und in den ersten Jahren des Zweiten Weltkriegs am Holzgraben gewohnt und zwar in dem großen Eckhaus auf der linken Seite von der Ursulinerstraße und vom Elisenbrunnen aus gesehen, wo sich heute im Erdgeschoss das Imbisslokal „Mac Donald's“ befindet. Dass dieses Haus heute noch steht, ist der Initiative und dem Mut meines Vaters zu verdanken. Doch davon später.

Wir wohnten auf der dritten Etage zur Holzgrabenseite hin.

Vom ersten bis vierten Schuljahr ging ich in die Volksschule am Fischmarkt. Das Schulsystem war damals anders als heute: Die Volksschule war achtzügig; nach vier Jahren konnte man in die Mittelschule oder in die Oberschule wechseln. Die Mittelschule ist der heutigen Realschule vergleichbar, die Oberschule dem Gymnasium.

In dem großen Haus am Holzgraben gab es viele Wohnungen. In einigen wohnten jüdische Familien. Auf der gleichen Etage wie wir hatte eine vornehme alte Dame, eine Jüdin, mit ihrer Haushälterin eine größere Wohnung. Manchmal waren wir dort eingeladen.

Fräulein Blech - so hieß die alte Dame - (damals sagte man noch Fräulein zu einer unverheirateten Frau, auch wenn sie schon über 80 war) hatte ein sehr schönes Klavier mit Intarsienarbeiten - wertvollen Holzeinlegefeldern - und, was mir besonders gut gefiel, zwei schwenkbaren Kerzenhaltern aus Messing, jeder mit drei Kerzen bestückt. Dass die Tasten aus Elfenbein waren - selbstverständlich. An diesem Klavier habe ich meinen ersten Instrumentalunterricht erhalten. Die alte Dame war die Schwester des damaligen, sehr bekannten Generalmusikdirektors der Berliner Philharmoniker: Leo Blech. Sie, die Schwester, war eine würdevolle Erscheinung, meistens schwarz gekleidet, hatte schlohweißes

Haar, und was mich besonders faszinierte: sie trug immer ein schwarzes Halsband aus Samt, etwa drei Zentimeter breit, eng am Hals anliegend und mit kleinen farbigen Perlen bestickt. Die beiden Damen haben mich verwöhnt und mir immer wieder Süßigkeiten zugesteckt, die bei uns zuhause rar waren. –

Eine Etage tiefer wohnte eine jüdische Familie. Mutter und Tochter führten ein großes Schneideratelier, das sich ebenfalls auf dieser Etage befand. Meine Mutter sagte, dass dort sehr teure Kleider, Kostüme und Mäntel für die „Haute Volante“ (Haute-Volée) angefertigt würden. Der Mann der Familie war viel auf Reisen. Von den Frauen wurde ich manchmal gerufen, um mir Stoffreste auszusuchen, aus denen ich mit meiner Mutter Puppenkleider nähen konnte. Das schätzte ich sehr.

Was ich an unserem Wohnhaus in besonderer Weise imponierend fand, war das Lokal in Parterre: „Café Vaterland“, wo heute „Mac Donald's“ ist. Es war so etwas wie ein Wiener Caféhaus, vornehm und gemütlich zugleich, mit schönen Tischen und gepolsterten Stühlen, mit gerafften Volantgardinen an den Fenstern und vor allem mit Musik – „live“, versteht sich: Klavier und Geige. Ich träumte davon: Wenn du mal groß bist, dann darfst du da auch sitzen und Kaffee trinken und abends tanzen und Wein trinken! Ein Kindheitstraum, der sich nicht erfüllt hat. –

Was die Verkehrslage im Vorkriegs-Aachen betrifft:

Man stelle sich vor: Die Kleinbahn, die Tram, fuhr durch den schmalen Damengraben, durch den damals ebenfalls schmalen Holzgraben, durch die Adalbertstraße, auch sehr eng, zum Elisenbrunnen und: zweigleisig. Das kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen. Mein Schlafzimmer lag an der Holzgrabenseite. Wie oft bin ich nachts wach geworden, weil die Tram unten in den Schienen quietschte. –

Unsere Pfarrkirche war St. Foillan. Ich habe sie als Raum sehr dunkel in Erinnerung. Das flößte mir eine gewisse Scheu ein; ich empfand es als eine geheimnisvolle Atmosphäre. Da Religionsunterricht in den Schulen verboten war, gab es nachmittags ein Angebot von der Pfarre, einen Katechismusunterricht im Pfarrheim zu besuchen. Priester waren zu jener Zeit noch nicht rar. St. Foillan hatte einen Pfarrer, genannt Oberpfarrer, und zwei Kapläne. Einer von ihnen war Erich Stephany, der spätere Domkustos. Das Pfarrheim war klein; es lag hinter der Apsis der Kirche, wo heute der Spielplatz des Kindergartens ist. Das heutige Pfarrheim, das mein Mann als solches 1970 aufgebaut hat – darin einbezogen die Rettung der denkmalwerten Fassade – wurde vor dem Krieg als Badehaus genutzt. Es hieß Quirinusbad, nach der gleichnamigen Thermalquelle in unmittelbarer Nähe. Als Kind habe ich oft auf dem Hof gespielt.

Im zweiten Jahr, nachdem wir nach Aachen gezogen waren, 1936, wurde mein Bruder geboren. Ich hatte mich auf das Geschwisterchen gefreut, war aber etwas enttäuscht, dass es ein Junge war. Ich hatte mir so sehr eine Schwester gewünscht!

Im Jahr 1937 erlebte unsere Familie zum ersten Mal eine Aachener Heiligtumsfahrt. Da die Nazis auch die Kirchen bedrängten, wurde diese Heiligtumsfahrt gleichzeitig zu einer starken Demonstration gegen das politische System. An die 800 000 Gläubige nahmen an den kirchlichen Feiern mit der Zeigung der Heiligtümer von den Galerien des Domes teil. Viele Bischöfe, unter ihnen Kardinal Schulte von Köln, Bischof von Galen aus Münster, Bischof Bornewasser aus Trier u. a. waren nach Aachen gekommen und legten mit den Gläubigen zusammen ein erhebendes Zeugnis des Glaubens ab. Ich erinnere mich, wie staunend ich an der Hand der Mutter oder des Vaters zum Dom gegangen bin, um die Zeigung der Heiligtümer mitzerleben. Am Abend durfte ich manchmal mitgehen, wenn meine Mutter zur Chorhalle ging und einen Rosenkranz oder ein Heiligenbild und einmal, auf meinen

besonderen Wunsch hin, unser kleines geschnitztes Klappaltärchen für den häuslichen Maialtar mitnahm, um diese Gegenstände mit dem Marienkleid in Berührung zu bringen.

Die politische Situation in Deutschland unter Adolf Hitler gab immer mehr zu Sorgen Anlass. Ich habe das nicht ernstlich wahrgenommen. Ich merkte nur an meinen Eltern, an ihren Gesprächen, dass sie sich über die Zukunft Sorgen machten. Erst später habe ich erfahren, dass auf meinen Vater Druck ausgeübt wurde, weil er sich weigerte, in die nationalsozialistische Partei einzutreten. Wohlmeinende Ratgeber machten ihm klar, dass er seine Karriere bei der Reichsbank aufs Spiel setze, und das könne er seiner Familie doch nicht antun. Mein Vater ist aus Gewissensgründen mit dem Einverständnis meiner Mutter nicht in die Partei eingetreten.

Da meine Eltern sehr naturliebend waren, haben sie, sobald mein Bruder kein Säugling mehr war, bei Hauset hinter der Grenze bei Köpfchen, ein Wochenendhaus gemietet. Es war ein Blockhaus und hatte zwei kleine Räume. Strom war da, aber kein Wasser. Das musste in ca. 100 Meter Entfernung an einer Pumpe geholt werden. Die Miete betrug 10,00 Reichsmark pro Monat, die, wie im Mietvertrag betont, im voraus zu entrichten waren. Ich habe noch den Vertrag in einem Fotoalbum gefunden.

Die Umgebung des Blockhauses war wunderschön: Zum Grundstück gehörten zwei Wiesen und vornehmlich Kiefernwald. Waldbeersträucher und Farn bedeckten den Boden. Es war ein Teil des sog. Großen Buschs von Hauset. Samstagnachmittags konnten wir mit der Kleinbahn vom Theater bis Köpfchen zur Grenze fahren, dann mussten wir die Zollstelle passieren und dann ging es mit einer belgischen Bahn bis Hauseterweg. Sonntagabend kehrten wir zurück. Mein Vater hat seine Hobbys weiter ausgebaut: Malen und fotografieren. Im Frühjahr und Sommer ist er mit mir oft unterwegs gewesen mit Botanisiertrommel. Wir haben Blumen gesammelt und ihre Namen anhand eines schlaun Buches bestimmt, in eine Blumenpresse mittels Botanisierbesteck eingelegt, gepresst, in ein Album übertragen und beschrieben. Meine botanischen Kenntnisse stammen vornehmlich aus dieser Zeit.

Bevor das Unheil des Zweiten Weltkrieges über Europa hereinbrach, gab es ein Ereignis, das mich zutiefst erschreckte: Die Reichskristallnacht. Dass die Juden unter dem Naziregime immer stärkeren Repressalien ausgesetzt waren, wurde mehr oder weniger wahrgenommen. In welcher grauenvollen Weise sie in Verfolgung und Vernichtung ausarteten, wurde erst spät erkannt, auch von vielen Juden. Die jüdischen Mitbewohner unseres Hauses hatten sich gottlob beizeiten ins Ausland abgesetzt. Wohin Fräulein Blech gereist ist, blieb uns verborgen. Meinen Eltern hat sie das von mir so geliebte Klavier verkauft. Und dann war sie weg und ihre nichtjüdische Haushälterin erledigte die Auflösung der Wohnung. Die Damen des Schneiderateliers wanderten nach England aus. Ich fand das alles sehr traurig. Als ich mir unbekannte Menschen mit dem gelben Judenstern auf der Straße sah, war ich ziemlich verunsichert und verstand das überhaupt nicht. Das Schlimmste war die so genannte Reichskristallnacht vom 9./10. November 1938. Die Synagoge am Promenadenplatz brannte, wir sahen die hohen Flammen gegen den nachtdunklen Himmel vom Speicherfenster aus. Die Schaufenster jüdischer Geschäftsleute wurden von SA- und SS-Leuten zertrümmert, die Läden demoliert, die Ware auf die Straße geworfen. Am Damengraben und Holzgraben gab es einige jüdische Geschäfte. Unserem Haus schräg gegenüber war ein Schuhgeschäft. Am Morgen, als ich zur Schule ging, lagen die Schuhe in der ganzen Straße verstreut.

Unterdessen braute sich das Unheil des Zweiten Weltkrieges über Europa zusammen.

Die Sommerferien 1939 verbrachte ich in Mecklenburg bei der Familie einer Schwester meines Vaters, meiner Patentante und meinem Patenonkel und ihren drei Kindern. Mein Onkel verwaltete dort ein großes landwirtschaftliches Gut. Er hatte in Köln beruflich zu tun

gehabt und nahm mich Anfang der Sommerferien mit auf die weite Reise nach Mecklenburg, die erste größere meines Lebens. Ich war 9 Jahre alt. Wir fuhren viele Stunden mit dem Zug, mussten auch ein paar Mal umsteigen, bis wir in einem kleinen Ort, Friedrichsruhe in Mecklenburg, ankamen. Eine große Überraschung: An dem kleinen Bahnhof wartete eine Kutsche mit zwei Pferden auf uns. Der Kutscher begrüßte sehr respektvoll meinen Onkel und dann auch mich, verstaute unser Gepäck, half uns beim Einsteigen, und dann begann eine wunderschöne Fahrt durch weite Felder, durch Laubwälder, an größeren und kleineren Seen vorbei nach Frauenmark. Diesen Namen konnte man nur auf Messtischblättern finden, in keiner Karte sonst, weil es dort nur das große herrschaftliche Gut und eine einzige Straße (weder gepflastert noch geteert) mit kleinen unscheinbaren Häusern gab, in denen die Arbeiterfamilien wohnten. Das Einbringen der Ernte musste von Hand besorgt werden; landwirtschaftliche Maschinen, die mähen, dreschen, Stroh und Körner trennen konnten – alles in einem Arbeitsgang – waren zur damaligen Zeit unvorstellbar. Viele Menschen mussten unter harten Bedingungen bei der Einbringung der Ernte Schwerstarbeit leisten. Ich habe mich in den ersten Wochen bei meinen Verwandten sehr wohl gefühlt. Mit meinen Kusinen konnte ich die meiste Zeit im Freien verbringen: im Garten, auf der angrenzenden Wiese, am nächstgelegenen See oder auch in einem nahe gelegenen Buchenwald. Aber die Erwachsenen sprachen immer besorgter von einem bevorstehenden Krieg. Die häuslich ländliche Idylle wurde jäh gestört, als mein Onkel Mitte August 1939 den Einberufungsbefehl erhielt. Das war 14 Tage vor Ausbruch des Krieges. Ich erinnere mich, dass meine Tante mit meinem kleinen Vetter auf dem Arm, noch einem Säugling, meine Kusinen und ich im Flur beim Abschied weinten und mein Onkel sich selbst und uns zu trösten versuchte mit den Worten: „Weihnachten spätestens ist alles vorbei und ich bin wieder bei euch!“ (Neun Jahre ist er weg gewesen. Er war lange in russischer Kriegsgefangenschaft. Und meine Tante ist mit ihren drei kleinen Kindern vor den Russen geflohen ins Bergische Land, ihre Heimat.)

Am 1. September 1939 marschierte die deutsche Armee in Polen ein.

Meine Familie in Aachen lebte ebenfalls in großer Sorge um die Zukunft. Die Rationierung von Lebensmitteln durch Bezugscheine wurde eingeführt. Auch wurden Marschbefehle ausgegeben für eine evtl. Evakuierung. Mein Vater musste in Aachen bleiben; aber meine Mutter und mein dreijähriger Bruder begaben sich auf die weite Reise nach Frauenmark. Als sie ankamen, erschöpft von der langen Reise und bedrückt durch die unheilvollen Zukunftsaussichten, haben wir alle geweint. Ich hatte auf einmal schreckliches Heimweh. Ich wollte nicht in Frauenmark bleiben, sondern zurück nach Aachen, zusammen mit meiner Familie. -

Ich kann nicht mehr sagen, wann genau wir nach Aachen zurückgekehrt sind.; aber durch den „siegreichen“ Feldzug durch Polen wurde die Evakuierung Aachens abgeblasen, und mein Vater empfahl uns die Rückreise.

Am 10. Mai 1940 marschierten die deutschen Truppen in Holland und Belgien ein. Schwerer Artilleriebeschuss war von weitem zu hören. Kurz darauf erlebten wir den ersten Luftangriff. Für die Bewohner unseres Hauses war ein Luftschutzkeller unter dem Hinterhaus eingerichtet worden. Das hatte einen großen Nachteil für uns: Wir mussten von der dritten Etage des Haupthauses über einen freien Hof, um den Luftschutzkeller zu erreichen. Ein langer und gefährlicher Weg! Das Sirenengeheul riss uns aus dem nächtlichen Schlaf; man musste sich in Windeseile anziehen (bald zog man sich abends gar nicht mehr ganz aus), dann das vorbereitete Gepäck schnappen und schnellstens die drei Stockwerke hinunterlaufen, um im Keller zu sein, bevor das Getöse der Bomben mit Explosionen und das Flakabwehrfeuer losging. Wir haben es oft nicht geschafft. Im Anfang waren wir einmal so spät, dass die Eltern nicht mehr wagten, den Weg zum Keller zurückzulegen. Da mein Schlafzimmer an der

Giebelwand zum Nachbarhaus lag und mein Bett direkt davor stand, haben wir uns alle vier auf das Bett gehockt, weil mein Vater sagte, wenn eine Sprengbombe das Haus trafe, würde vielleicht an dieser Wand durch die Verankerung der Eisenträger das Zimmer nicht in die Tiefe stürzen. - Das Haus wurde nicht getroffen. Die Überlegung meines Vaters stimmte. Wie oft habe ich Zimmer der oberen Stockwerke gesehen, die noch zur Hälfte vorhanden waren. Da standen noch Tische, Stühle, Schränke und anderes Mobiliar in luftiger Höhe, ein grotesker Anblick! Da blieb es bis zum nächsten Angriff oder auch noch länger. Die Luftangriffe waren meistens nachts. Tagüber versuchte man, das normale Leben so gut wie möglich weiterzuführen.

Ich ging in die Sexta bei den Ursulinen am Bergdriesch. Aber nur ein Jahr. Dann regelten die Nazis das Schulsystem auf ihre Weise. Die drei höheren Töchterschulen, St. Ursula, von Ursulinschwwestern geleitet, St. Leonhard und die evangelische Viktoriaschule wurden aufgelöst und in Städtische Oberschulen für Mädchen I, II, und III, umbenannt. Übrigens: „Töchterchule“, es gab damals noch keine Koedukation. Alle Schülerinnen von St. Ursula sollten möglichst in die neu ernannte Oberschule II in das Gebäude der Viktoriaschule in der Warmweiherstraße umziehen. Da das aber auf Grund des Schulweges für viele nicht zumutbar war, gab es in fast allen Klassen Umschulungen. Ich ging zur Quinta in die Warmweiherstraße. Der Schulweg war länger, aber zumutbar.

Meine Eltern überlegten aufgrund der nächtlichen Luftalarme und -angriffe, ob eine gänzliche Übersiedlung und ständiges Wohnen im Wochenendhaus machbar sei. Dort wären wir weniger gefährdet und müssten nicht so oft nachts den Luftschutzkeller aufsuchen. Andererseits wäre die ganze Lebensführung schwieriger. In zwei winzigen Zimmern müssten wir arbeiten, essen und schlafen, d.h. ein einziger Raum wäre Küche, Esszimmer, Wohnzimmer, Arbeitszimmer und Schlafzimmer meiner Mutter. Der zweite Raum war nicht heizbar und enthielt zwei Etagenbetten, ein schmales Einzelbett und einen Schrank. Mit diesen Möbeln war er völlig zugestellt und nur zum Schlafen brauchbar. Wie ich schon erwähnte, Wasser war im Häuschen nicht vorhanden. Es musste an einer 100 Meter entfernten Pumpe geholt werden. Das hatten wir Kinder zu besorgen. Mit einem Bollerwagen, auf den zwei Eimer passten, schafften wir das Wasser heran. Und wenn Sie sich jetzt im Stillen fragen, wo denn das „stille Örtchen“ war, das zum Wohnen unverzichtbar ist, so will ich Sie darüber nicht im Unklaren lassen: Am hinteren Ausgang zum Wald hin stand hinter einem Vorhang ein Toilettenstuhl mit einer Wasserkanne. Nach jedem Gebrauch wurde an einer bestimmten Stelle im Wald - (die war mit einem Spaten gekennzeichnet) - die Sache wieder gebrauchsfertig gemacht.

Weitere Überlegungen zum evtl. Umzug: Könnte der Schulbesuch in der bisherigen Form fortgesetzt werden? Für mich als 12-Jährige dürfte die Fahrt mit der Straßenbahn kein Problem sein, aber für meinen Bruder, der in die Volksschule ging, schon eher. Schließlich war er erst 6 Jahre alt. Mein Vater und ich konnten ihn möglicherweise zum Teil begleiten. Verständlicherweise zögerten die Eltern mit dem Umzug. Die geräumige Wohnung am Holzgraben bot eine ganz andere Wohnqualität. Wenn nicht, ja wenn nicht diese schrecklichen nächtlichen Stunden im feucht modrigen Luftschutzkeller, der Enge dort und vor allem der Gefahr des Einsturzes oder des Verschüttetwerdens gewesen wären!

Ich glaube, es war im Frühsommer 1942, als wir den Umzug vollzogen. Ganz genau weiß ich es nicht mehr. Es war eine große Veränderung. Die Zeitplanung musste genauestens festgelegt werden: Es hieß sehr früh aufstehen; der Weg zur Straßenbahnhaltstelle dauerte ca. 20 Minuten und die Straßenbahn durfte man nicht verpassen, sonst kam man viel zu spät zum Unterricht, der um 8:00 Uhr begann. Die Fahrt betrug 30 oder 40 Minuten. Meine Mutter musste sich auf das Wirtschaften in sehr beengtem Raum einstellen. Einkaufen wurde auch komplizierter; der Weg zum nächsten Geschäft war eine halbe Stunde lang - ein Fahrrad hatten wir nicht. Und dann das Eingekaufte nach Hause schleppen, teilweise bergan. Es war mittlerweile alles rationiert, aber auch das Wenige an Kartoffeln, Gemüse, Mehl, Zucker usw. hatte sein Gewicht. Was die Umstellung aufwog, war: Wir konnten nachts durchschlafen,

hörten keine Sirenen mehr und brauchten nicht mehr in den Luftschutzkeller laufen. Man konnte das Brummen der Flugzeuge und das Flakabwehrfeuer hören, aber wir Kinder haben es meistens nicht gehört. Meine Mutter war diejenige, die uns morgens davon berichtete. - Irgendwann im Jahr 1942 wurde ein neues Sirenenwarngeräusch eingeführt, der so genannte Voralarm. Dreimal wiederholte sich ein hoher Dauerton. Der Hauptalarm rief durch das Auf und Ab der Tonfolgen schon einen erhöhten Angstzustand hervor. Bei Voralarm ging das öffentliche Leben weiter. Oft folgte aber kurze Zeit später Hauptalarm, bei dem die ganze Bevölkerung die Luftschutzkeller oder die mittlerweile aus Beton errichteten Luftschutzbunker aufzusuchen hatte. Mit der Einführung des Voralarms ging für die Schulen der Befehl einher, sofort den Unterricht abzubrechen und mit allen Klassen einen Luftschutzbunker aufzusuchen. Der Voralarm dauerte oft mehrere Stunden. Diese Maßnahme bewog meine Eltern, meinen Bruder in die Hauseter Volksschule zu schicken. Das war eine einzige Klasse mit allen Jahrgangsstufen. Ich blieb in der Schule in der Warmweiherstraße. Die Monate mit den unendlichen Stunden in den Betonkammern des Bunkers, die ich in der Folgezeit erlebte, fand ich zunehmend schrecklich bedrückend. Ich wollte gar nicht mehr nach Aachen zur Schule fahren. Meine Eltern schlugen mir vor, zu versuchen, in die Eupener Höhere Schule zu wechseln. Die Fahrt dorthin war zwar länger, aber es gab dort keinen Fliegeralarm. Für die Alliierten war es ein belgischer Ort; auch wenn er seit dem deutschen Einmarsch wieder dem „Reich“ eingegliedert worden war.

Mein Schulwechsel nach Eupen erwies sich als problemlos und sogar sehr vorteilhaft. Ich fühlte mich dort in jeder Hinsicht wohl. Lehrerteam und Schülerinnen nahmen mich freundlichst in die Klassengemeinschaft auf. Das schöne helle Schulgebäude, der geregelte Unterricht ohne Fliegeralarm und Bunkeraufenthalt – das alles ließ mich regelrecht aufleben. Dafür nahm ich gern den längeren Schulweg in Kauf. Ich fuhr von einer anderen Haltestelle ab als nach Aachen: Eynattenerheide. Dazu musste ich zunächst durch das Waldgebiet, in dem auch unser Blockhäuschen lag. Bei Regenwetter und vor allem in der dunklen Jahreszeit war das nicht angenehm, denn es gab keine Laternen. Wenn es „stockfinster“ war, bekam ich eine Taschenlampe mit auf den Weg. Nach dem Wald ging es durch Wiesen bis zur Haltestelle.- Ein Tag in der Woche forderte besonders viel Einsatz. Ich fuhr morgens mit Schultasche und Geige und Noten nach Eupen; nach Schulschluss mit der Straßenbahn bis Aachen, Sebastianstraße in Burtscheid. Von dort ging ich zur Rathenauallee zum Geigenunterricht. Erst im späten Nachmittag erreichte ich schließlich wieder unser Blockhaus. Hausaufgaben für die Schule fielen dann auch noch an. Apropos Geige: Nachdem durch die Kriegsverhältnisse kein Klavierunterricht mehr möglich war, hatten mir meine Eltern auf Anraten meines Musiklehrers eine Geige gekauft. Auch die Geigenlehrerin hatte der Musiklehrer für mich gefunden. Nun hieß es üben. Das war nicht ganz einfach wegen des beengten Raumes. Ich wurde in das hintere Zimmer verbannt, hatte einen Tischnotenständer, den ich auf das Plumeau meines schmalen Bettes platzieren musste – und der öfters umkippte - und versuchte schlecht und recht mein Pensum zu üben.

Der Krieg nahm weiterhin seinen schrecklichen Verlauf. Mein Bruder und ich wussten das in etwa theoretisch, praktisch aber wandten wir uns den Obliegenheiten unseres Alltags zu. Wir hatten ein unerschütterliches Vertrauen zu unseren Eltern, die schon alles zu unserem Besten regeln würden.

Eine der beiden Wiesen, die zu unserem Grundstück gehörten, war von den Eltern zu einem Nutzgarten umfunktioniert worden. Kartoffel und Gemüse wurden angebaut, und wir Kinder hatten auch ein je eigenes Stückchen Erde bekommen, das wir nach unseren Wünschen bepflanzen konnten. Ich hatte mich für Monatserdbeeren, Radieschen und Möhren entschieden, während mein Bruder sich im Kürbisbau versuchte. Übrigens mit großem Erfolg! Im Spätsommer 1944 wuchs ein Riesenexemplar heran, groß, orange und eiförmig,

das immer wieder von unseren Freunden bewundert wurde. Leider ist dieser Kürbis beim Artilleriebeschuss der Amerikaner Mitte September 1944 zerfetzt und durchlöchert worden, denn im Garten schlugen Granaten ein. Mein Bruder war untröstlich. Doch davon später. Durch den Garten und die freundschaftliche Verbindung zu den benachbarten Bauernhöfen haben wir trotz Lebensmittelknappheit keinen Hunger gelitten.

Eines der einschneidendsten Kriegserlebnisse traf unsere Familie in der Nacht vom 13. auf den 14. Juli 1943. Mein Vater, der uk. gestellt war, d. h. unabhkömmlich in der Heimat und daher nicht zur Wehrmacht einberufen wurde, fuhr jeden Tag nach Aachen zu seinem Dienst bei der Reichsbank in der Theaterstraße (heute bzw. bis vor einigen Jahren Café Roncalli). Diese Bank heißt heute Landeszentralbank und hat einen Neubau an der Normaluhr errichtet. Die Belegschaft der Bank war verpflichtet, in regelmäßigen Abständen zu zweit oder zu dritt Nachtwache zu halten, um bei Bombenangriffen evtl. Löscharbeiten zu leisten. Die Zahl der Brandbomben übertraf immer bei weitem die der Sprengbomben. Die Brandbomben waren Stäbe, die beim Aufprall in Feuer aufgingen und die Umgebung in Brand setzten. In der Nacht vom 13. auf den 14. Juli 1943 war mein Vater mit der Nachtwache an der Reihe. Meine Mutter, mein Bruder und ich waren in Hauset und wurden in der Nacht wach durch das Gedröhn tieffliegender Bomber und durch das bald einsetzende Abwehrfeuer der Flak. Als wir in den nächtlichen Himmel schauten, sahen wir über dem Aachener Wald die so genannten „Christbäume“. Das waren von den Flugzeugen abgeworfene Leuchtkörper, in dreieckiger Formation angeordnet, die den Bombern die Nacht erhellten, um ihre Ziele auszumachen. Es war gleichzeitig für uns das eindeutige Signal, dass ein Angriff auf Aachen bevorstand und wahrscheinlich ein Großangriff. Ich habe nachgelesen, dass in dieser Nacht etwa 200 Flugzeuge: 26 Luftminen, an 500 Sprengbomben und 110 000 Brandbomben und 21 000 Phosphorbrandbomben über der Stadt abgeworfen haben. Wie das ermittelt werden konnte, weiß ich nicht.

Wir sahen, wie der Himmel über dem Aachener Wald sich zuerst schwach rot und bald glutrot zu färben begann durch die in Flammen aufgehenden Häuser der Stadt. Schwere Explosionen waren bis zu uns zu hören, vermischt mit dem tiefen Gebrumm der Bomber und dem Flakabwehrgetöse. Ein „Höllenslärm“ im wahrsten Sinn des Wortes. Und wir wussten: Der Vater ist mitten drin in diesem Inferno! - Irgendwann drehten die Bomber ab, als sie ihre zerstörerische und tödliche Last abgeworfen hatten, die Flak hörte auf zu schießen – ob sie ein Flugzeug abgeschossen hatten – wir wussten es nicht. Der Himmel über der Stadt aber blieb rot bis zum Morgengrauen. Wir konnten in dieser Nacht nicht mehr schlafen - nur noch mit der Mutter beten.

Am Morgen hofften wir, dass – wenn der Vater unverletzt den Angriff überstanden hätte – er so schnell wie möglich nach Hauset kommen würde. Am Vormittag kamen immer mehr Menschen aus Aachen, teils zu Fuß mit Handgepäck, andere auf Lastwagen, die mit Möbeln beladen waren. Vater kam nicht. Wir waren zu unseren Freunden, der Familie Kessel am Hauseterweg gegangen, die den kleinen Bauernhof bewirtschafteten, von dem wir die Milch bezogen. (Dort hatte mir auch die Bäuerin „Mariechen“ das Melken beigebracht.) Wir erfuhren durch Flüchtlinge, wie groß die Verwüstungen in der Stadt waren. Zerstört der Eisenbrunnen und das Theater, schwer beschädigt das Rathaus, Kirchen: St. Adalbert, St. Michael (Aachen), St. Michael Burtscheid), St. Nikolaus, St. Paul, St. Peter und Gebäude ohne Zahl zerstört oder beschädigt. Uns wurde immer qualvoller zumute. Gegen Mittag erklärte meine Mutter, sie wolle in die Stadt, um nach Vater zu suchen. Ich wollte mit, aber sie und unsere Freunde hielten das für zu gefährlich. So blieb ich mit meinem 7jährigen Bruder zurück.

Weitere Stunden vergingen mit immer neuen Schreckensnachrichten, die von den Flüchtlingen, die oftmals ihre ganze Habe verloren hatten, berichtet wurden. In Schulen und Turnhallen außerhalb der Stadt wurden sie notdürftig untergebracht. So auch in Hauset.

Im Spätnachmittag kam meine Mutter zurück. „Ist der Vater da?“ war ihre erste Frage. „Nein“. – Sie war so erschöpft, dass sie weinend auf einen Stuhl sank. Um unsere Fassung war es dann auch geschehen. Schließlich konnte sie uns erzählen, was sie in Erfahrung gebracht hatte. Per Anhalter war sie bis zur Normaluhr gekommen, an ausgebrannten Häusern und Trümmerbergen vorbei. Sie hatte sich bis zum Gebäude der Reichsbank vorgearbeitet. Es stand und war relativ wenig beschädigt. Dort traf sie den Hausmeister.

Dieser gab ihr die Auskunft, die Nachtwache und er hätten noch während des Angriffs Brandbomben durch Zuschütten mit Sand - (Sandsäcke gab es in allen Häusern) - unschädlich gemacht und so sei größerer Schaden verhindert worden. Mein Vater habe sich, nachdem er an keine größere Gefahr mehr glaubte, verabschiedet, weil er zum Holzgraben wollte, um da nach unserem Haus und unserer Wohnung zu sehen. Danach habe er sich nicht mehr gemeldet. Ich muss noch erwähnen, dass sich der größte Teil unserer Möbel noch in der Wohnung befand. Einiges hatten wir in einem Ort an der Mosel unterbringen können. Meine Mutter versuchte nun, zum Holzgraben zu kommen. Die schwierigste Passage sei die rechte Seite am Theater gewesen, weil es dort noch gebrannt habe und Rauch, Gestank und Hitze das Durchkommen sehr mühsam und auch gefährlich machten. Aber die Sorge um den Vater trieb sie.

Der Elisenbrunnen lag in Trümmern. Von weitem sah sie, dass unser Haus am Holzgraben noch stand. Das Kino an der linken Seite „Bunte Bühne“, später hieß es „Bavaria“, brannte noch. Ebenso das rechte Nachbarhaus. Die Häuser gegenüber waren eingestürzt und zerstört. Als sie sich dem Haus näherte, kam sie an eine Absperrung, die von Soldaten bewacht wurde. Sie erklärte, warum sie in das Eckhaus wollte. Man erklärte ihr, niemand befände sich in dem Haus; es sei geräumt worden, weil in der Straße ein Blindgänger oder Zeitzünder liege, der jeden Augenblick hochgehen könnte. Was sollte sie tun? Wo sollte sie Vater suchen? In einem Krankenhaus vielleicht?

Ehe sie sich dahin auf den Weg machte, wollte sie zuerst wieder nach Hauset, weil sie hoffte, der Vater sei zwischenzeitlich dort angekommen. Er war nicht gekommen.

Bald erklärte meine Mutter, dass sie noch einmal nach Aachen wolle, um die Suche nach Vater wieder aufzunehmen. Ich bettelte erneut mitzukommen und heftiger als beim ersten Mal. Sie gab nach. Bald standen wir an der Eupenerstraße als Anhalterinnen und wurden nach kurzer Zeit von einem Lastwagenfahrer mitgenommen. Er hatte schon mehrere Fahrgäste und wir saßen nun mit diesen hinten auf der offenen Ladefläche.

Als wir zum Krugenofen kamen, sah ich die zerstörten Häuser. Fassaden standen noch teilweise, über den Fensterlöchern schwarz verrußt vom Feuer, das sie in Schutt und Asche gelegt hatte. An einem Holztür züngelten noch kleine Flammen. Auch aus den Trümmern dahinter kräuselten sich Rauchfahnen hoch. Und über allem ein beißend ätzender Gestank. Man konnte kaum atmen. Das Bild dieser Fahrt hat sich mir für immer eingepägt. Kurz vor der Normaluhr mussten wir aussteigen, weil eine Weiterfahrt zur Theaterstraße nicht möglich war. Wir bahnten uns den Weg über die Trümmerberge, was teilweise einer Klettertour gleichkam. Als wir das Reichsbankgebäude erreichten, fanden wir bald den Hausmeister. Er sagte uns: „Ihr Mann lebt! Er hat den ganzen Tag mit anderen zusammen im Haus Holzgraben gelöscht, um ein Übergreifen des Feuers von den Nachbarhäusern her zu verhindern. Er war vor einer halben Stunde hier und ist jetzt auf dem Weg nach Hauset.“

Es ist kaum zu beschreiben, was diese Nachricht für ein Wirkung bei meiner Mutter und mir auslöste. Wir haben vor Freude und Erleichterung geschrien und fielen uns um den Hals. Die Angst, die Bedrückung der Ungewissheit, die die Möglichkeit des Todes oder einer schweren Verletzung nicht ausschließen konnte, wich einer grenzenlosen Erleichterung. Es war, als ob Bleigewichte von uns abfielen. Wir dankten dem Hausmeister und machten uns unverzüglich auf den Heimweg. Irgendwo, ich weiß nicht mehr wo genau, wurden wir wieder von einem Lastwagen aufgelesen und mitgenommen. In Hauset trafen wir den Vater bei unseren Freunden, wo auch mein Bruder geblieben war. Wir waren erschreckt über sein

Aussehen. Rot und verquollen war sein Gesicht, vor allem die Augenpartie war so gerötet und geschwollen, dass er kaum sehen konnte; die Augen erschienen wie schmale Schlitzte. Seine Stimme war heiser und leise. Er war total erschöpft. Wasser trinken und schlafen dürfen war sein einziger Wunsch. Danach würde er uns erzählen. - - Und wir lassen den Vater jetzt schlafen. - - Ich kann derweil die vom Statistischen Amt der Stadt Aachen angegebenen Zahlen nennen, die über diesen Großangriff am 13./14. Juli 1943 bekannt geworden sind. Etwa 200 Bomber haben ihre zerstörerische Last auf die Stadt abgeworfen, das sagte ich schon. Die Zahl der Toten wird mit 294 angegeben, die der Verletzten mit 745, Verschüttete 368, davon 147 Tote. - Sie sind auf dem Waldfriedhof eine Woche später begraben worden. Durch die Phosphorbrandbomben vor allem, aber auch durch die Feuersbrunst gab es 3600 registrierte Augenschäden. Ich glaube nicht, dass mein Vater registriert worden ist. Es dauerte lange, ehe er sich von dieser Bomben-Nacht erholte. Sein Gesundheitszustand insgesamt verschlechterte sich in den nächsten Monaten.

Nun der Bericht meines Vaters. Er war, wie der Hausmeister gesagt hatte, noch in der Nacht zwischen brennenden Häusern zum Holzgraben gelangt. Er sah das Kino und das rechte Nachbarhaus in Flammen.

Er lief zum Luftschutzkeller und traf dort die verbliebenen Hausbewohner an. Die einsatzfähigen Männer bat er, mit ihm ins Haus zu gehen, um ggf. Brandstellen zu löschen. Sonst würde das Haus bald in Flammen aufgehen. Vier Männer und eine Frau folgten ihm. Bereits im Treppenhaus stießen sie auf eine brennende Brandbombe, die sie durch einen der bereit stehenden Sandsäcke unschädlich machten. Jeder ging zunächst einmal in seine eigene Wohnung, auch Vater. Danach wollte man sich im Treppenhaus treffen, um das Dachgeschoss zu überprüfen. Im Schlafzimmer der Eltern brannten, ebenfalls durch eine Brandbombe, die Gardinen. Das war meistens das Erste: Die Brandbomben durchschlugen die Fenster und setzten Gardinen und Teppiche in Brand, der dann auf das Mobiliar übergriff. Jeder war zunächst mehr oder weniger in seinem eigenen Wohnbereich beschäftigt. Als man das Dachgeschoss inspizierte, das mit seinen Giebeln an die benachbarten, bereits in Flammen stehenden Häuser grenzte, roch es bereits nach Brand, ausgelöst durch Balken, die mit ihren Enden im Mauerwerk staken und die auf der anderen Seite brannten. Das Feuer suchte sich durch Glimmen und Schwelen des Holzes seinen Weg durch die Mauern. Nun musste Wasser herangeschafft werden, um durch Nässe den Ausbruch des Feuers im Dachstuhl zu verhindern. Da auf dem Speicher auch die Waschküche war mit großen vollen Wasserbecken und Eimern, konnte die Löscharbeit sofort beginnen.

Und diese musste an zwei Seiten geschehen. Es war die Hauptarbeit während des ganzen Tages, des 14. Juli 1943, die das Haus davor bewahrte, wie die anderen in Flammen aufzugehen und dann einzustürzen. Von einem Blindgänger oder Zeitzünder in der Straße, von einer Räumung des Hauses, erfuhr die Löscharbeit, die meistenteils auf dem Dachgeschoss war, nichts. Von Zeit zu Zeit traf man sich zu einer vereinbarten Uhrzeit im Treppenhaus zur Berichterstattung. Als sie dort im Laufe des Nachmittags wieder zusammenstanden zum Lagebericht, überlegten sie, mal auf die Straße zu gehen, um zu sehen, wie die Gesamtsituation am Holzgraben aussah. Während sie noch darüber sprachen, erschütterte eine gewaltige Explosion das Haus. Es sei wie ein Erdbeben gewesen, sagte mein Vater. Sie warfen sich auf den Boden, Wände krachten, Staub und Dreck ging auf sie nieder. Der Blindgänger - oder Zeitzünder - in der Straße war detoniert. Ernstlich verletzt wurde niemand, sie kamen mit dem Schrecken davon. Wären sie, wie sie vorhatten, fünf Minuten früher auf die Straße gegangen, hätten sie wohl kaum überlebt. Ein Soldat soll ums Leben gekommen sein. Von da an beschränkten sie sich darauf, die gefährdeten Stellen innerhalb des Hauses zu beobachten.

Da die Nachbarhäuser mittlerweile heruntergebrannt waren und die Flammen keine Nahrung mehr fanden, ließ die Hitze, der Rauch und somit auch die Gefahr des Übergreifens nach. In unserer Wohnung sähe es schlimm aus, berichtete Vater. Alle Zimmer zur Straße hin seien

durch Staub und Dreck ziemlich verwüstet, eine Mauer stände schief und habe Risse; kurz, die Wohnung sei unbewohnbar geworden. Die Möbel könne man wohl noch retten, wenn man eine Unterstellmöglichkeit fände. Gegen Abend, als die Männer vor Erschöpfung kaum noch stehen konnten und nach menschlichem Ermessen die Brandgefahr vorüber war, trennte man sich. Und durch den Einsatz dieser mutigen Menschen, und weil mein Vater sie noch rechtzeitig aus dem Luftschutzkeller holte, darum, - wie ich anfangs erwähnte -, steht das Haus Nr.11 am Holzgraben noch wie vor dem Krieg. (Nur das Dach ist vor einigen Jahren erneuert worden).

Ich mache jetzt zeitlich einen Sprung und zwar zum Sommer 1944. Der Großangriff im Juli 1943 war nicht der letzte. Der schlimmste war am späten Abend des 11. April 1944 mit 1525 Toten. Weitere Zahlen will ich gar nicht nennen. St. Foillan: Hauptschiff und Nordschiff wurden zerstört, ebenso die Herz Jesu Kirche und St. Johann inurtscheid.

Am 6. Juni 1944 landeten die Alliierten, das heißt die Amerikaner und die Engländer in der Normandie. Damit trat der Krieg in seine letzte Phase ein. Die alliierten Streitkräfte drangen immer weiter und schneller über Frankreich und Belgien auf Deutschlands Grenzen zu. Aachen war die erste Stadt, die sie im September 1944 erreichten.

Als ich mit meinem Bericht bis hierher gekommen war, fiel mir ein, dass ich in Hauset im September 1944 begonnen hatte, etwas über die dramatischen Ereignisse jener Wochen aufzuschreiben. Möglicherweise befanden sich diese Aufzeichnungen auf dem Speicher bei alten Schulheften und Büchern. Und ich bin tatsächlich fündig geworden! So kann ich jetzt die Aufzeichnungen einer damals 14Jährigen einfügen:

Hauset, Montag, den 18. September 1944

Heute ist es etwas ruhiger hier geworden. Da will ich beginnen, die Erlebnisse der letzten 14 Tage aufzuschreiben, die wahrscheinlich eine entscheidende Bedeutung für unsere Familie und für viele andere Menschen haben werden. – Vor fünf Tagen, am 13. September, erschienen die Amerikaner. An dem Tag war alles so spannend, dass ich darüber schon mal extra geschrieben habe. Das kann ich dann nachher einfügen.

Am Sonntag, den 3. September, erschien deutsches Militär auf der Landstraße. In großer Hast und völlig durcheinander fuhrn dort Panzer, Lastwagen, Motorräder, Fahrräder Richtung Aachen. Manchmal kamen auch Soldaten zu Fuß. Es sah aus wie eine Flucht – und das war es auch. Meine Eltern sprachen einige Soldaten an. Sie waren ernst und wollten nichts sagen. Auf die Frage, ob sie den Westwall besetzen würden, zuckten sie die Schultern. Es sei möglich. Für diesen Fall wäre es besser für uns zu fliehen.

Artilleriebeschuss würde es sicher geben. Entweder sollten wir einen sicheren Keller aufsuchen oder uns einen Unterstand ausheben, wie sie es an der Front taten.

Wir warteten. Vater ging es schlecht. Er legte sich oft ins Bett. Mutter sagte, er hätte Nierenentzündung.

Ab Montag, den 4. September (44), kamen die deutschen Soldaten die ganze Woche hindurch. Sie waren etwas geordneter als am Anfang. Oft erschienen amerikanische Flieger. Dann verschwanden Fahrzeuge und Soldaten schnell im Wald bis die Gefahr vorüber war. Wir hatten keine Angst, denn die Amerikaner bewarfen nicht die Häuser. Nur, wenn sie Fahrzeuge entdeckten, wurden diese beschossen. Beschädigte deutsche Panzer und Fahrzeuge standen herum. Die Soldaten hatten sie verlassen und waren zu Fuß weiter gegangen.

Nun kam für das Gebiet hier der Räumungsbescheid. Die Bauern sollten ihr Vieh an bestimmten Plätzen abliefern. Die Menschen sollten sich an bestimmten Stellen sammeln, um in Marschkolonnen den Weg nach Deutschland anzutreten. Frauen mit kleinen Kindern

sollten gefahren werden. Aber an den Sammelplätzen sammelte sich kaum jemand, wie wir hörten und kein Fahrzeug war da, welches die Leute hätte aufnehmen können. Die meisten gingen gar nicht hin; wir auch nicht. Vater konnte sowieso nicht und ohne ihn kam das gar nicht in Frage. So geschah eigentlich nichts; fast alle blieben wo sie waren. In ihren Autos verschwanden die Parteiführer. Als dann in den nächsten Tagen die herannahende Front wie ein dumpf rollender Donner zu hören war, verließ doch noch manche Familie aus Angst ihr Zuhause und floh nach Deutschland. Noch fuhr ab und zu eine Straßenbahn. Wir befanden uns allmählich in einer ziemlich ratlosen Lage. –

Die Mutter, mein Bruder und ich hatten begonnen, unweit des Häuschens im Wald so etwas wie einen Unterstand auszuheben. Die Vorstellung, sich in ein solches Erdloch zu hocken, kam uns ziemlich dumm vor, aber die Soldaten mussten es ja wissen. –

Wenn wir noch fliehen wollten, wie sollten wir das überhaupt schaffen? Mein Bruder und ich wollten nicht. Die Eltern überlegten, ob wir versuchen sollten, vielleicht ins Bergische Land zur Oma (Mutter meines Vaters) und zu Tante Hilde und Tante Margret zu gelangen. Aber wie sah es dort mit der Ernährung aus? Bei der Lebensmittelknappheit? Wir besprachen uns auch mit unseren Nachbarn. Die sagten, wir sollten bleiben. Es wurde auch besprochen, in welchen Häusern sich ein guter, fester Keller befände. Da waren kaum welche, und so fingen die Leute auch an, sich Erdlöcher und Unterstände zu bauen. Unsere Grube war fast fertig, denn wir hatten ja überhaupt keinen Keller, und das nächste Haus, wo Familie Dreuv wohnte, war etwa 150 Meter entfernt. – Die Ernährungslage war augenblicklich glänzend, weil die Bauern alles behalten konnten. Das Donnern in der Ferne, nämlich die Front, war auch nicht immer zu hören. Dann wurden wir wieder etwas ruhiger.

An einem Tag gab es große Erschütterungen. „Jetzt haben sie die Eisenbahnbrücken gesprengt, die bei Moresnet und Kelmis, die schönen Viadukte“, meinte mein Vater, der immer mal wieder aufstand. Es ging ihm etwas besser.

Wir hatten etwas Vorräte an Nudeln und Kartoffeln. Milch konnte man eimerweise kaufen, Butter kiloweise. Aber wie lange noch? Um dieses Gebiet würde wohl bald gekämpft werden. Wenn es auch oft stundenlang still blieb: – wenn das dumpfe Rollen vom Artilleriebeschuss zu hören war, meinten wir, es sei näher gekommen.

Wir erfuhren von den Nachbarn, im Dorf bei Kockartz sollte nochmal Brot ausgegeben werden. Mutter und ich beschlossen, dahin zu gehen, um noch etwas zu holen. Wir waren gerade ein Stück Weg gegangen, als sechs deutsche Panzer über die Landstraße rollten. Kurz danach, wir waren in der Nähe vom Haus Offermann, einem kleinen Bauernhaus, (dort war übrigens mein schönes Klavier untergestellt), setzte ein Pfeifen und Zischen durch die Luft ein, dass wir erschrocken stehen blieben. Aber nur einen Augenblick. Dann rannten wir zu Offermanns und hörten weiterhin das Zischen und Explodieren von Geschossen. Eine ganze Stunde verharrten wir voller Angst im Keller. Es waren noch mehr Leute zum Dorf unterwegs gewesen, die sich auch hierher geflüchtet hatten.

Das war der erste Artilleriebeschuss.

Als es längere Zeit ruhig blieb und außerdem Fliegergebrumm zu hören war, wagten wir uns ins Freie, um so schnell wie möglich nach Hause zu kommen. Der Weg ins Dorf zum Broteinkauf war jetzt zu gefährlich geworden. Vater und Paul waren zu Dreuvs gelaufen und hatten dort im Keller gesessen. Sie hätten große Sorge um uns gehabt, sagten sie. Die kommende Nacht verbrachten wir auch in Dreuvs Keller. Wir lagen alle angezogen herum, auf Betten, Stühlen und Bänken. Am Abend vorher, nach dem Beschuss, war Herr Hagen aus der Villa des übernächsten Grundstücks zu uns gekommen und hatte gesagt, alle die Fliegergeschädigten aus Aachen, die in seinem Haus und in seinem Gartenhaus gewohnt hätten, wären aus Angst vor weiterem Beschuss mit ihren Autos geflohen. Wir könnten zu ihnen kommen. Es wäre Platz genug, weil er mit seiner Frau jetzt allein wäre. Wenn wir wollten, würde er uns auch das massive Gartenhaus zur Verfügung stellen, denn Familie

Risler wäre ja auch auf und davon. Das Häuschen hätte drei eingerichtete Räume. Wir wären in jedem Fall sicherer als im Blockhaus und auch in ihrem Keller besser geschützt als bei Dreuvs. Dieses Angebot nahmen wir gerne an. Zunächst mussten wir aber Gepäck und Lebensmittel zur Villa der Hagens schaffen, die eine gute Viertelstunde von uns entfernt lag. Als wir mit dem Packen beschäftigt waren, setzte plötzlich so starker Artilleriebeschuss ein, dass wir zu unserem Erdloch rannten, hineinsprangen und uns in Hockstellung duckten. Es pfiiff, heulte und dröhnte über uns und rechts und links neben uns, dass wir dachten, unsere letzte Stunde sei gekommen. Wir hörten Bäume krachen, während wir zusammengekauert im Erdloch hockten und der Dreck auf uns niederrieselte durch die Erschütterung der Explosionen. Wir haben geschrien und gebetet, beides gleichzeitig. Ich weiß nicht mehr, wie lange das gedauert hat, vielleicht eine halbe Stunde. Als Fliegergebrumm zu hören war und der Beschuss aufhörte, stiegen wir aus unserem Unterschlupf. Unser Häuschen war nicht getroffen worden, allerdings steckten viele Splitter im Dach, kleine und größere in der Dachpappe. Im Wald sah es verwüstet aus: Abgeknickte Bäume, zerfetzte Baumkronen, einfach schlimm! Unser Garten hatte mehrere Granattrichter abbekommen: Kohlköpfe und anderes Gemüse war durchlöchert und rumgeflogen, und Paul war untröstlich über seinen total demolierten und durchlöcherten Riesenkürbis.

Die Eltern trieben zur Eile an. Der nächste Beschuss kam bestimmt. Dann sollten wir bei Hagens sein. So zogen wir bald mit Taschen und Netzen über die Landstrasse zur Hagenschen Villa. Auf der linken Straßenseite, wo die Wiesen vom Bauernhof Mommertz waren, lagen einige tote Kühe. Bei Hagens angekommen, erfuhren wir, dass Mommertz noch in Panik geflohen seien. Wir waren gerade noch rechtzeitig vor dem nächsten Artilleriefueer angekommen. Im Keller fühlten wir uns fast wohl und viel sicherer als in dem Erdloch. Hagens hatten ihn auch mit Polstern und Decken richtig gemütlich ausgestattet. Das Haus hat riesendicke Mauern; eine Granate konnte uns hier so schnell nichts anhaben. Außerdem waren Bäume ringsum. Als wieder eine Kampfpause eintrat, sahen wir uns das Gartenhaus an. Die Familie hatte es fluchtartig verlassen. Kinderwäsche stand noch im Waschkübel, schmutziges Geschirr noch auf dem Esstisch. - Angst und der Besitz eines Autos hatte die Familie genau wie die Mommertz noch davon getrieben. Wir hätten das gar nicht gekonnt, weil wir kein Auto hatten. Da es ruhig blieb, wagten wir noch einmal zum Blockhaus zu gehen, um Bettzeug und weitere Sachen zu holen. Wir hatten Glück. - Frau Hagen hatte für uns mit gekocht, und da es ruhig blieb, haben wir sogar in ihrem schönen Esszimmer zu Mittag gegessen: in einem Zimmer, extra nur fürs Essen! Das war für uns mittlerweile was ganz Besonderes.

Am Nachmittag saßen wir wieder im Keller. Völlig überraschend gab es auf einmal Lärm an der Haustür. Zwei deutsche Soldaten waren da. Die wollten oben im Haus nach den Amerikanern Ausschau halten, sagten sie. Die Villa hatte nämlich oben ein kleines Türmchen mit Dachluken, das über die Bäume ragte. Als die Soldaten gingen, sagten sie, das Türmchen müsste weg, denn die Amerikaner könnten es als Beobachtungsposten benutzen. Sie würden es vom Westwall aus unter Beschuss nehmen. Wir sollten im Keller bleiben, es handelte sich ja nur um das oberste Stockwerk. Herr und Frau Hagen waren sehr bedrückt und wir mit ihnen.

Jetzt kommt der Einschub vom 13. September, der Tagesbericht, den ich als erstes damals geschrieben habe. In der Abfolge der Geschehnisse schließt er sich an das Vorherige an.

Mittwoch, 13. September 1944

Es ist Abend. Eigentlich bin ich sehr müde, aber es ist so viel passiert heute, dass ich davon was aufschreiben will.

Nachdem gestern die zwei deutschen Soldaten hier waren, die das Türmchen von Hagens Villa wegschießen wollten, haben wir uns zwar zum Schlafen hingelegt – aber vollkommen angezogen. Die Erwachsenen sagten heute morgen, sie hätten kaum geschlafen, trotzdem es

ruhig war. Sie waren einfach zu aufgeregt. Ich habe geschlafen. Wenn ich müde bin und es still ist, kann ich gut schlafen.

Heute Morgen wurde es mit der Schießerei sehr laut. Sie kam vom Westwall und wir waren ängstlicher als sonst. Einmal glaubten wir Panzer rollen zu hören. Um die Angst und das elende Warten zu verscheuchen, griffen wir zu unseren Gesellschaftsspielen, mit denen wir uns in den letzten Tagen schon öfters die Zeit im Keller vertrieben hatten.

Es gab an diesem Tag wenige und nur ganz kurze Kampfpausen; wir hörten allerhand Knallerei draußen, die wir bis dahin nicht kannten. Als wieder einmal scharf aus dem Westwall geschossen wurde, hörten wir plötzlich Fensterscheiben klirren. Später stellte Herr Hagen fest, dass eine Granate das Badezimmer getroffen und verwüstet hatte. Das Türmchen blieb stehen. Das Gartenhäuschen hatte einige Splitter ins Dach mitbekommen. Dann wurden drei Hühner von Hagens durch Splitter getötet. Das war das letzte, was uns die deutschen Soldaten aus dem Westwall schickten.

Als es am Nachmittag ruhiger wurde, ging ich mit Vater mal an die Luft, und wir spazierten durch den Garten Richtung Wald. Ich hörte ein komisches Geräusch von dorthier und sagte zu meinem Vater: „Hörst du das? Klingt wie Entengeschnatter? Quak – quak – quak“ – machte ich nach. Mein Vater sagte: „Komm, wir gehen mal hin“. Das Geschnatter wurde immer lauter und als wir aus dem Wald traten, sahen wir auf der Wiese viele Soldaten rumlaufen mit Stahlhelmen, und Panzer standen am Waldrand. Sie riefen sich dauernd etwas zu, und das war das „Entengeschnatter“. Ich konnte es gar nicht fassen, das mussten ja die Amerikaner sein! Sie hauten Zweige von den Bäumen und tarnten damit ihre Fahrzeuge. Kleinere Zweige hatten sie durch die Netze gesteckt, die über die Stahlhelme gespannt waren. Das sah lustig aus. Als einige uns bemerkt hatten, kamen sie auf uns zu und sprachen uns auf englisch an. Da mein Vater englisch konnte, begann sogleich eine Unterhaltung. „Where is the Siegfried-Line?“ sagte einer. Damit meinten sie den Westwall. Sie glaubten sich in Belgien und nun bald in Deutschland. Sie waren freundlich. Mehr habe ich nicht behalten, ich war nämlich sehr aufgeregt.

Als wir zum Haus zurückgingen, waren auch meine Mutter und Frau Hagen sehr aufgeregt. Sie hatten nämlich auch einen Amerikaner gesehen; aber nur einen, der aus dem Gebüsch kam. Er hatte wohl gemerkt, dass sie Angst hatten; denn er sprach sie an und sagte, Zivilisten brauchten sich nicht zu fürchten, sie würden keinem etwas tun.

Geschossen wurde nicht mehr, jedenfalls heute nicht. Jetzt hörten und sahen wir Panzer, Tankwagen, Autos, die in Kolonnen über die Straßen und in den Wald, in den Großen Busch von Hauset, hineinfuhren. Wir wagten es, zu unserem Blockhäuschen zu gehen; es steht unbeschädigt. Dreuvs und Kessels haben die Tage auch gut überstanden. Keinem ist etwas passiert. Auch Kessels Kühe sind im Stall unverletzt geblieben. Wir haben Milch mitnehmen können.

Fortsetzung des Berichts, den ich am 18. September 1944 zu schreiben angefangen habe.

In den nächsten Tagen richteten sich die Amerikaner im Großen Busch von Hauset ein. Sie stellten viele Zelte auf; ein riesengroßes stand bald ganz nah bei unserem Blockhaus. Das war die Küche. Paul und ich und noch andere Kinder aus der Nachbarschaft waren sehr neugierig und gingen uns das mal ansehen. Fast überall im Wald liefen die Soldaten herum. Als wir am Eingang des Küchenzeltes standen, in dem auch viele Soldaten beschäftigt waren, kamen einige auf uns zu und brachten uns Schokolade, Plätzchen und Apfelsinen. Mein Bruder hatte bis jetzt noch nie eine Apfelsine gesehen. Die Amerikaner sind wirklich sehr nett zu uns.

Es würde zu weit führen, wenn ich jetzt noch den nächsten Bericht, den ich am 26. September 1944 zu schreiben begonnen habe, einfügen würde.

Nur die wichtigsten Ereignisse unserer letzten Wochen in Belgien, - denn „belgisch“ war die Hauseter, Raerener und Eupener Gegend jetzt wieder, - will ich erwähnen. Kurz nach den Amerikanern kamen belgische Beamte und belgische Polizei, um die Gemeindeverwaltungen neu zu ordnen. Jeder musste sich auf dem Bürgermeisteramt registrieren lassen. Wir galten nicht als Einheimische, sondern als Reichsdeutsche. Und damit fingen die Repressalien an. Jeden Tag mussten sich meine Eltern auf dem Gemeindeamt zu einer bestimmten Zeit melden. Unser Eigentum wurde unter Sequester gestellt, d.h. wir wurden praktisch enteignet. Wir haben bei Nacht und Nebel unsere bewegliche Habe zu Bekannten hinter die Grenze bei Köpfchen geschafft. Es war eine schlimme Plackerei. Mein Vater und meine Mutter bekamen zu diesem Zweck Fahrräder aus der Nachbarschaft geliehen, weil man damit mehr wegschaffen konnte. Manchmal gingen wir Kinder mit. Kleinere Teile konnten wir tragen. Denn es musste schnell gehen. Es galt aufzupassen, damit wir nicht von patrouillierenden belgischen Polizisten erwischt wurden. Weil wir in finanzielle Schwierigkeiten gerieten, haben wir das Klavier verkauft, denn das war als Einzelstück bei Offermanns untergebracht und der Sequesterbehörde entgangen. Die anderen Möbel, die wir aus Aachen herausgebracht und in einem Lager untergestellt hatten, mussten vom Lagereigentümer angegeben werden. Darauf hatten wir keinen Zugriff mehr.

Mein Vater hatte in Aachen eine Wohnung in der Weberstraße gefunden. Dort wohnte ein befreundetes Ehepaar. Am 5. Dezember 1944 verließen wir Hauset. Mit etwas Gepäck und Proviant gingen wir zu Fuß bis zur Weberstraße 42. Der Winter 1944/45 wurde für uns unglaublich hart. Kälte und Hunger quälten uns. Minus 10° bis 20° waren keine Seltenheit. Kohlen fanden wir im Keller, so dass wir den Küchenherd in Betrieb nehmen konnten. Dort hielten wir uns meistens auf. Oder aber im Bett, weil man sich dort aufwärmen konnte. Ab Mitte Dezember genossen wir den Luxus, Wasser aus dem Wasserhahn in der Wohnung zu bekommen, bis dahin wurde es zu bestimmten Zeiten in der Straße ausgegeben. Strom entbehrten wir monatelang. Kerzen- oder Petroleumlicht erhellte zunächst die frühe Dunkelheit. Als dieser Vorrat erschöpft war, hatten wir eine kleine Karbidlampe, die ein bisschen Licht gab. Wir gingen immer sehr früh zu Bett, einmal wegen des mangelnden Lichtes, aber auch wegen der Kälte. Der Winter brachte – wie ich schon sagte - eisige Temperaturen und viel Schnee. Die Lebensmittelknappheit war beängstigend. Für Brot musste man lange anstehen. Das Maisbrot schmeckte nicht, aber der Hunger trieb's rein. Fett irgendwelcher Art gab es überhaupt nicht. Der Weg nach Hauset war verschlossen, die Grenze war dicht. Und zum Schmuggeln eigneten wir uns nicht. Mit „erstandenen“, vorgefundenen oder mitgebrachten Lebensmitteln hielten wir uns aufrecht. Mein Vater bekam als Bankbeamter eine Stelle bei der Stadtkasse. Schulunterricht gab es keinen, aber mein Vater vermittelte mir eine Stelle in einem zahntechnischen Labor in der Wallstraße. Dort habe ich mich zwar nicht sonderlich wohl gefühlt, aber es war eine Erfahrung, die mir sicherlich nicht geschadet hat. Nach und nach haben wir unsere Gepäckstücke, die wir bei Köpfchen untergestellt hatten, zur Weberstraße gebracht. Sobald es uns möglich war, sind wir zum Dom gegangen. Man musste dazu vielfach über schmale Trümmerpfade klettern, die zudem vereist bzw. verschneit waren. Beim ersten Mal waren wir sehr enttäuscht. Wir wurden nicht hineingelassen, weil Amerikaner einen Gottesdienst feierten. Aber wir hatten jedenfalls gesehen, dass der Dom noch stand und die Schäden zu beheben waren. Die Chorhalle war am stärksten in Mitleidenschaft gezogen. Alle Glasfenster waren zerstört und das Maßwerk wies auch viele Schäden auf. Deshalb hatte man eine Trennwand zwischen Oktogon und Chorhalle eingezogen, um im Dom Gottesdienste feiern zu können. Bischof Johannes van der Velden hatte sich der Evakuierung entzogen; ebenfalls Domkapellmeister Professor Theodor Bernhard Rehmann.

Eines Tages im März 1945 kam mein Vater nach Hause und erzählte von Professor Rehmann, der bei ihm in der Sparkasse gewesen sei und ihm gesagt habe, er versuche, einen Domchor aufzubauen, der die liturgische Musik im Dom gestalten könne. Da ein Knabenchor zur Zeit nicht realisierbar sei, versuche er es mit einem gemischten Chor, dessen Anfänge bereits existierten. Mein Vater hatte mich als 15-Jährige, die eine gute Stimme habe und im Notenlesen bewandert sei, Professor Rehmann empfohlen. Ich war begeistert. Im Dom singen zu dürfen in einem Chor – das müsste wunderbar sein. Der Vorsingtermin bei Professor Rehmann war bereits festgelegt. Ich bestand den Gesangstest und wurde zur nächsten Probe in die Taufkapelle des Domes bestellt. Das war am 24. März 1945, Samstag vor dem Palmsonntag. Der Chor bestand aus ca. 20 Sängern und Sängerinnen, die Sängerinnen jung, die Sänger alt. Das Choralsingen brachte mich etwas ins Schwitzen, denn der kleinste Patzer fällt sofort auf.

Am 25. März, einen Tag später, Palmsonntag, sangen wir im Hochamt – ich das erste Mal im Domchor. Damals ahnte ich nicht, wie wegweisend und prägend für mich die Jahre meiner Zugehörigkeit zum Domchor werden würden. Eines aber war mir bald bewusst: Dort tat sich mir eine Welt, die Welt der geistlichen Musik auf, die mich auf eine wunderbare Weise bereicherte und beglückte. Schrecken und Entbehrungen der Kriegs- und Nachkriegsjahre verblassten vor einem Panorama, das sich mir auftat und für das ich mich begeisterte. - - -

Ich bin mit meinem Erinnerungsbericht im Jahr 1945 angelangt.

Wenn Sie dieser sehr persönliche Erlebnisbericht etwas angesprochen hat, freue ich mich.

Ich danke Ihnen fürs Zuhören.